

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Canterbury sammelt für die Sowjets

(Erich Schilling)

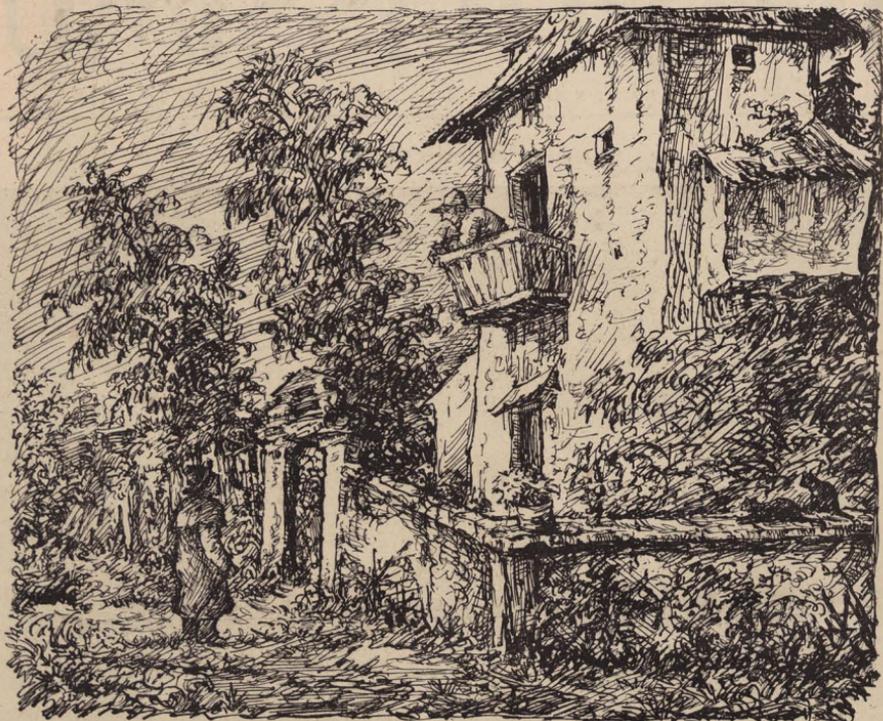


„Ich überreiche Ihnen als erste Rate eine Anweisung auf 110000 Pfund. Möge das Geld Segen bringen!“

„Wird es, wird es, Genosse Erzbischof. Jetzt können die Kinos, die wir aus den Kirchen machen, viel luxuriöser ausgestattet werden!“

Canterbury raccoglie per i Sovieti: „Vi consegno come prima rata un assegno di 110000 Lire Sterline. Che il danaro Vi porti benedizione!„

„Certo certo, compagno arcivescovo; adesso i cinematografi che noi apriamo nelle chiese, possono essere addobbati con più lusso!„



DIE FEDER AM HÜTL

VON WALTER FOITZICK

Ich habe mir eine Feder ans Hüt gesteckt. Hüt ist zuviel gesagt. Es ist ein Vorkriegshut mit einem Vorkriegsband und einigen Vorkriegsflöcken dran. Der Hut ist englischer Herkunft, die Flöcken stammen aus Deutschland. Was mache ich da? Viele Redereien! Kurz gesagt, es ist halt ein alter Hut. Grün ist er, wie ich mich erinnere. Die Feder, die ich mir an den Hut gesteckt habe, ist auch keine einfache Feder, sondern ein Arrangement aus drei Federn. Der Fachmann nennt so was ein Gesteck. Mein Gesteck besteht aus drei Federn, einer langen grauen, einer kurzen braungestreiften, und unten herum eine Art Bettfedern, wie ich sie auch in der Steppdecke habe. Am Hut aber nennt man so etwas, glaube ich, Adlerflaum. Es ist ein sehr diskretes Gesteck, wie mir der Mann im Laden sagte, denn ich habe den Adler und die anderen Tiere nicht selbst geschossen, sondern die Federn kurzerhand gekauft, ohne Marken und ohne Beziehung, einfach so. Der Händler hat die Tiere auch nicht an einer schroffen Felswand der Alpen erlegt, sondern er hat sich die Federn aus Sachsen kommen lassen,

denn in Sachsen werden die schönsten Gestecke hergestellt und, wie ich seither annehme, auch die diskretesten.

Dies alles habe ich also jetzt am Hut, und mir ist so, als sei der Hut damit schöner geworden, er hat so was Jägerisches. Ich gestehe, daß ich ihn jetzt etwas schlief aufsetze. Wie heißt's in den Liedern und Geschichten? Keck aufs Ohr gedrückt. Jawohl, keck, das ist das Wort. Keck sagt eigentlich kein Mensch, nur wenn einer ein Wanderlied dichtet oder was Naturverbundenes zu Papier bringt. Vom keck ist's nicht mehr weit zum Jägerlois! und zum herztäusigen Bua.

So trage ich meinen Hut. Mit den Federn sind die Flöcken legalisiert, sie künden von Wind und Wetter, taufrischen Morgenstunden und abendlichen Nebel im Unterholz. Wenn ich jetzt ins Büro gehe, müßte ich eigentlich eine Büchse über die Schulter werfen und einem überaus getreuen und klugen Hunde pfeifen. Aber da pfeift keiner, nur gelegentlich mal die Trambahnschaffnerin, und die schmettert dazu: „Zurückbleiben, der Wagen ist besetzt.“

ZWEI WELTEN

Ein Knäblein übt am Wiefenfaum den sogenannten Purzelbaum, wird nachgerade damit fertig und steht nun da, des Lobs gewärtig vonseiten eines älteren Herrn.

Dem aber liegt das weltfernern. Im Gegenteil, er nennt es albern, so lächerlich herumzudalbern und höpflings Späße zu entfallen. Der Kopf sei da, ihn hochzuhalten!

Was er denn feinerleits auch tut, indem er fortzugehen geruht ...

War das fein Ernt? frag' ich mich bang. Wie? Oder war's - Relfangtimang? (Wer weniger höflich ist, der nennt's ganz einfach Neid aus Impotenz.)

Das Knäblein, ungetrüb und helter, übt jedenfalls zunächst noch weiter und übt, bis daß es ihm gelingt und es den Kopfstand fertig bringt.

Ratzeber



„How nice, colonel, man muß das Angenehme mit dem Nützlchen verbinden!“

Concerto di beneficenza a Londra per gl' Indiani affamati: „How nice, colonnello! Si deve unire l'utile al dilettevole!..“



„Dein Verlobter gefällt mir ja ganz gut, aber, wenn wir Frieden haben, verdient er doch nichts mehr!“
„Aber, Daddy, du denkst auch immer gleich an das Schlimmste, wir hoffen doch auf einen dritten Weltkrieg!“

La speranza di Wallstreet: „Il tuo fidanzato mi piace assai; ma quando avremo la pace, egli non guadagnerà più nulla, „Ma, Daddy, tu pensi sempre al peggio; noi speriamo pure che ci sia una terza guerra mondiale!„

DAS WÖRTERBUCH

VON SCLEHDORN

Waldemar war ein junger Gelehrter von jener Art, die sich als Ziel der Wissenschaft ein großes Wörterbuch erträumt, in dem man alles, was ist, nachschlagen kann, von den Anfängen und Arten bis zu den Zusammenhängen und der Zukunft. Er stellte zu fest, daß es schon eine Unzahl von Sach-, Fach- und Sprachlexika gäbe, unter letzteren sogar solche für Sahuhi, Jäger- und Gauerensprache, ferner Reimlexika, Wörterbücher für Synonyma und für Fremdwörter, bis auf ...

„Heureka, Herta, ich hab's!“ jubelte er seiner Frau entgegen. „Es gibt noch kein Lexikon der Schimpfwörter.“

„Aber, Waldemar, wer wird denn auch schimpfen?“

„Ich bitte dich, Herzchen, bedenke: welche kulturelle Bedeutung hatte das Schimpfen schon bei den homerischen Helden, die sich vor dem Kampf in die rechte troisch-mykenische Wut hinein-schimpften. Oder bei den großen Rednern der Antike, was haben sich zum Beispiel Demosthenes und Aeschines im Kranzprozeß (330 v. Chr.) alles an Schimpfwörtern an den Kopf geworfen, übrigens ohne daß das Gericht mit Ordnungsgang eingeschritten wäre. Was haben die gelehrten Humanisten geschimpft, — und manchmal heute noch Wissenschaftler, die verschiedene Meinungen haben, und Nachbarinnen, die dieselbe Waschküche haben... Alles Sprachgut ist aufgezeichnet, sogar das der Botokuden, warum nicht das heimelige Schimpfwort? Ich sehe es schon vor mir, lieblich: zwei Lexikombände, Hand- oder Taschenausgabe, mit dem Titel: „Deutsches Schimpfwörterbuch, das gemeindeutsche und gaulmäßige Schimpfwort, gesammelt und erklärt von Waldemar.“

„Und gewidmet seiner lieben Frau“, freute sich Frau Herta.

„Gewiß, mein Schätzchen. Und das wird dann Grimms Wörterbuch der Deutschen Sprache stehen und auf keinem Tisch eines Schöffentischers, Pädagogen (früher hätte man noch hinzugefügt: Parlamentariers) fehlen.“

„Aber woher willst du denn das Material nehmen, Waldemar? Kennst du jemand, der schimpft?“

„Gewiß nicht, Müsuschen; aber aus Büchern kann man keine Schimpfwörter sammeln. Schakspeare bringt zahlreiche, aber die sind veraltet. Die Schriftsprache ersetzt manche durch Pünktchen, aber sie sind dann besonders bekannt. Ich muß im Lande sammeln gehen, wie einst die Brüder Grimm ihre Märchen sammelten.“

Und er ging auf eine Studienreise. —

Sie begann in einem rheinischen Ort, dessen Fischändlerinnen wegen ihrer Suche im Schimpfen berühmt sind. Waldemar zupfte neckisch einige tote Fische am Schwanz und schon stemmte die betreffende Dame die Arme in die Hüften und aus ihrem Munde ergoß sich eine Flut der unwürdigsten Schimpfwörter. Ihn war zumut bei diesem vorüberauschenden Material, wie einem, der im D-Zug durchs Museum fährt.

„Halt!“ rief er freundlich und bestimmt, „bitte, das ganze noch einmal. Aber bitte genau so.“

„Hät?“ sagte die Frau, und ihr Mund blieb offen stehen.

„Bitte, noch einmal. Sie tun der Wissenschaft einen Dienst.“ Aber es kam nichts mehr.

„Der is knatschjäck“, hörte er nur noch hinter sich her („knatschjäck“ heißt er schon nettlos). Der Berliner war gelacht sein, sonst ist er der gutmütigste Mensch der Welt. Waldemar weckte also einen Taxichauffeur, der im Warten schlief

„Na, wo soll's denn hingehen?“ fragte der wackere Mann.

„Ich will ihr Auto gar nicht benutzen. Ich wollte nur fragen, ob Sie lieber vor- oder rückwärts fahren.“

Das glückte. „Mensch, du hast wohl 'ne kinderleiche Made in deiner weißen Birne?“ begann die Serie von Ausdrücken voll sprachschöpferischer Originalität.

„Bitte, langsam“, bat Waldemar und zückte sein Notizbuch.

Aber da schickte der Chauffeur sich an, von seinem Wagen herunterzusteigen, und die Situation erschien für wissenschaftliche Forschung nicht mehr geeignet. Waldemar zog sich zurück. Warum schimpfen die Menschen nicht langsam, fragte er sich, und mit Überlegung und Bedacht. —

In einer anderen Stadt fand er beim Mittagessen einen, der in Ausdrücken voll bodenständiger Kraft erst überraus schimpfte und dann auf den Wirt. Aber als Waldemar die wertvollen Worte mitschreiben wollte, sagte der Tischgenosse:

„Verehrt Herr! Erstens habe ich nichts gesagt. Zweitens haben Sie auch über das Essen geschimpft. Drittens waren keine Zeugen dabei. Viertens habe ich den Wirt gar nicht gemeint. Und fünftens bin ich hier Stammgast. Oder glauben Sie, ich wollte mich noch einmal wegen Beleidigung verurteilen lassen?“

Der Rest der Mahlzeit verlief ohne Konversation. —

In Wien begegnete es dem Gelehrten sogar, daß auf dem Stephansplatz einen Bürger nach dem Stephandom fragte, daß statt des erhofften Zorns nur die freundliche Antwort kam, der Herr möchte sich, bittschön, beiläufig ganz ein kleines Bißchen um seine eigene verehrte Achse drehen, dann hätt' er die große Kirchen grad' vis-à-vis.

Nach München ist Waldemar gar nicht erst gefahren, denn man hatte ihm gesagt, in Bayern wird überhaupt nicht geschimpft. —

Mit geringer Ausbeute kehrte er heim. „Ist unsere Schimpfkultur im Niedergang?“ fragte er sich. „Stirbt die Schimpfkunst aus? Um so mehr müßte

FRAU IM FRÜHLING

Aus dem chinesischen Roman „Die beiden Cousins“

Nachdichtung von Gehardt Haug

Wenn die Weidenkätzchen springen,

Zieht man nicht die Jalousie empör.

Einer hübschen Frau geheime Sorgen

Malen sich in ihren Augen wie ein Flor.

Bei der Frühlingswärme liebt sie nicht

Die Brauen sich zu schwärzen,

Und die goldne Nadel hoch zu stecken.

Hat sie kaum noch Lust.

Aber freuen würde sie sich tief von Herzen,

Könnte sie sich stürzen in der Blumen Blust.

Ach, vergangen sind die Tage,

Wo man auf den Rasen eilt' und Pflanzen setzt.

Plaudernd, lachend, spielend, hätte sie

Sich gern mit einem klugen Mann erpözt.

Doch sie spielt nicht mit der goldenen Nadel

In den Haaren,

Nur der Faustkampfs sagt ihr zu als Spiel.

Ihre Seele flieht sie stets erlösen.

Ob sie siegreich war, ob als besiegt am Ziel.

Wenn sie ganz bedachtsam kämpft, so schweifen

Der Gefährtinnen Gedanken bunt und kraus dahin.

Wenn sie ihre Seidenarmel hebt, so ist's

Wie Wolken Schatten, die vorüber ziehn.

Ihre feinen Finger lassen blaue Flecken

Auf der jadegleichen Haut zurück.

Und sie kämpfen und sie treffen

An der Schaukel sich in heiterm Glück!

Und die starken und die leichten Schläge

Gehen ihnen niemals tiefer ins Gemüt.

Just zum Abend geht es. Doch die Blüten

Benes Birnbaum dort im Hofe sind schon längst verblüht!

man dann ihre Blüten sammeln, wie es Arnim und Brentano einst mit den Volksliedern getan.

Er wandte sich an seinen alten Wachtmeister, dessen Stimme ihm noch von der Reistunde her in den Ohren klang. „Aber Männchen“, sagte der, „ich bitte Sie, Schimpfen im Dienst ist doch strengstens verboten.“

Er richtete Schimpfblende ein, bei sich im eigenen Heim. Zuerst hatte er reichlichen Zuspruch, und es machte allen Spaß. Aber schon am zweiten Abend nahmen einige läbel und andere wiederholten sich. Und beim dritten Male war es wie in Jener Zeit, als befreundete Familien im Lesekränzchen mit verteilten Rollen Dramen lasen, gezwungen, unnatürlich und ohne Originalität. Als kurz darauf Frau Herta in dem Manuskript las, — sie war gerade bei Affe IV' und kurz vor den Stellen, die sie eigentlich nicht lesen sollte, — kam aufgeregt eine Nachbarin:

„Sehen Sie nur, meine Liebe, draußen Ihren Mann. Er verteilt Bonbons unter die Kinder.“

„Wie nett?“

„Nett? Für jeden Bonbon läßt er sich ein Schimpfwort sagen. Meine Ingrid hätte gestern drei scheußliche neue Schimpfwörter aus der Schule mitgebracht für Onkel Waldemar.“ Und mein Dieter hat heute sogar sechs Bonbons, von Onkel Waldemar. Ihr Mann ist ja schlimmer als der Ratenfänger von Hameln.“

Das war vielleicht ein neues Schimpfwort. Aber nun war auch diese Quelle verstopft. Waldemar sah ein, daß die wissenschaftliche Forschung voll Mühsal ist.

Endlich eines Abends fand er zwei, die Arm in Arm, mit schwerer Schlagseite, die schönsten Schimpfwörter tauschend, in der nächsten kleinen Kneipe verschwanden. Waldemar ging hinterher. Er fand in der „Guten Quelle“ eine Menge Material. Außerdem fand er da die Marie. Sie war eine junge Verwandte der Wirtsleute, von handgreiflicher Schönheit, half beim Bedienen und hielt sich mit runden Armen und den schönsten Kraftausdrücken die Gäste vom Leibe (mit Ausnahmen), schlagfertig, höchst originell und hinfreiend ordinar — Waldemar glaubte geradezu die Muse des Schimpfens entdeckt zu haben.

Er kam mit ihr ins Gespräch, notierte sich zahlreiche Ausdrücke auf die Speisekarte, und kam am nächsten Abend wieder. Am dritten Abend sagte die Marie:

„Sie sind wirklich ein gerissenes Luder (Luder' hatte er schon), auf die Art hat es noch keiner bei mir versucht.“

Und ehe er zu später Stunde ging: „Kommst du morgen wieder, du komischer Schweinegel?“ — aber das klang gar nicht nach Schimpfwort... —

Zu Hause empfing ihn Frau Herta mit der gefahrenen Frage: „Waldemar, wo warst du?“

„In der guten Quelle... Sie ist wirklich eine gute Quelle.“

„Sol Da soll ein auffallendes Mädchen sein — Marie! Mit der Marie (wie sie: Marie' sagte) bist du in sehr vertrautem Gespräch betroffen worden. Sag mal, hast du wirklich nur mit ihr geschimpft, Waldemar?“

Er schwieg. Und nun brach das Gewitter los: „Na, mein Lieber! Du bist mir ja ein Feinler! Du bist mir der Rechte! Ein würdiger Vertreter der Wissenschaft! Waldemar!“

Da meinte er, daß das alles ja geschimpft war. Sogar Waldemar war ein Schimpfwort (einzuordnen vor ‚Waldesel, wahnsinniger‘ und ‚Waldob‘). Er wurde ihre an seinem Werk.

Das Ende der einseitigen Aussprache war der Entschluß, das „Deutsche Schimpfwörterbuch“ nicht zu schreiben.

„Soll ich es vielleicht mit einem Lexikon der Koseworte versuchen, mein Lieben?“

„Das könnte dir so passen! Unter Mitarbeit der Marie, und mit welchen guten Quellen sonst noch!“

Waldemar hat kein Wörterbuch herausgegeben. Wenn aber ein Gelehrter (vielleicht ein unverehrter) das Schimpfwörterbuch fortsetzen will, so stellt er ihm gern sein Material zur Verfügung. Und auch die Adresse der Marie.



RÜBEZAHL HAT GEHOLFEN

VON HEINZ SCHARFF

Im Riesengebirge lebte ein armer Weber, der hatte sieben umfändige Kinder und dazu eine magere Ziege, die ebenfalls dauernd nach Futter meckerte.

Als es eines Tages im Hause gar nichts mehr zu knabbern gab, machte er sich auf den Weg zu seiner reichen Base, die so götzig war, daß sie sich nur das Schwarze unterm Nagel gönnte.

„Eine Schwalge voll Saubohnen kannst du haben“, sagte sie hochmütig und holte einen Korb davon herbei. Sie waren alle schon schimmelig und von den Mäusen angeblissen.

Der Weber, der sich ingehemmt ein paar Eier oder eine Schwarte Speck erhofft hatte, sagte trotzdem danke schön und machte sich auf den Heimweg. Es dämmerte schon, als er durch den Wald kam. Recht geheimer war ihm nicht zumute Aber ein gutes Gewissen und ein leerer Beutel lassen keine Furcht vor Räufern aufkommen, und gegen böse Geister trug er ein Amulett auf der Brust.

Ach, der brave Mann, jetzt war er so weit gelaufen, nur um faule Bohnen heimzubringen, wie taten ihm seine Kinder leid, wie sollte er damit vor sein gutes Weib hindretzen? Traurig schritt er fürbass. Er mußte an Rubezahl denken, von dem so viele Segen berichteten, wie er armen Leuten geholfen hatte. Und in seiner Einfalt wünschte er, daß auch ihm geholfen werden möchte. Unwillkürlich formte sich sein Mund zu den Worten: „Rubezahl hilf!“

Aber nichts antwortete, nur der Wind billes dem einsamen Wanderer um die Ohren, und ein Kätzchen Schrie.

Wie der Weber auf eine Lichtung hinaustrat, verhielt er plötzlich den Schritt. Da saß auf einem umgestürzten Baumstamm, gestützt auf einen mächtigen Eichenstock, Rubezahl, wie er dem Volke im Bilde vertraut ist.

Jetzt darfst du keine Angst zeigen, sagte sich der Weber, sonst dreht er dir das Gesicht ins Ge-

nick. Ohne Zaudern schritt er weiter, obwohl ihm die Beine fast den Dienst versagten. Geradewegs auf den Berggeist ging er zu. „Ist es erlaubt?“ setzte er sich tapfer neben ihn, legte seinen Rucksack ab, zog ein Stück Brot aus der Tasche und begann es hinabzuwürfen.

Rubezahl warf ihm einen finsternen Blick zu, aus seinen Augen brannte es wie Kohlenfeuer, wann er seinen Bart strich, knisterte es und ein Tritt von seinen Siebenmeilenteufeln hätte genügt, drei Weber über Berg und Tal zu befördern.

„Du scheinst mir ein recht armer Schlucker zu sein“, ließ er sich nach einer Weile mit einer Stimme, die wie tönendes Erz klang, vernehmen, „was hast du denn in deinem Rucksack?“

„Saubohnen“, sagte der Weber.

„Hast du denn Schweine?“

„Nein, Kinder.“

„Und die fütterst du mit elenden Bohnen? Davon werden sie nicht fett werden.“

„Ich habe nichts anderes“, klagte der Weber.

„Ach, wenn mir nur Rubezahl hülfte.“

Der Berggeist lachte schaurig, und das Echo lechte noch schauriger, daß des Webers Herz, das ohnehin bereits in die Hose gefallen war, noch tiefer rutschte. „Haha, Rubezahl soll dir helfen? Nein, wenn du dir nicht selber hilfst, wirst du samt den deinen verhungern.“

„Vielleicht hilft er mir doch“, sah ihn der Weber fiehlentlich an.

Rubezahl strich sich den Bart und brumpte etwas in sich hinein. „Na, dann geh deiner Wege, ehe es Nacht wird“, befahl er kurz, „und wenn du heimkommst, magst du recht große Freude an deinen Bohnen erleben.“

Der Weber nahm eilig seinen Rucksack auf, sagte: „Grüß Gott“, und stapfte davon.

Es war nun schon finster geworden und ein böses Wetter zog herauf. Ein Blitz zuckte, die alten Tannen begannen zu rauschen. Heulend brach der Sturm los. Der Weber lief, was er laufen konnte.

Es war ihm, als ob jemand hinter ihm herliefte, hoch oben in den Lüften piff und jaulte es, der ganze Wald schätzte und stöhnte.

Schweißgebadet kam der Weber heim. „Mann, warum kommst du so spät?“ empfing ihn sein Weib und die Kinder, die auf den Vater gewartet hatten, starrten ängstlich auf ihn.

Mit klappenden Zähnen stieß der Weber hervor: „Ich bin Rubezahl begegnet. Er saß auf einem Baumstamm, seine Augen brannten wie Kohlenfeuer, und wenn er sich den Bart strich, stoben die Funken.“

„Mann, aus dir spricht der Schnaps“, gebot ihm die Weberin Einhalt, „schreck“ doch die Kinder nicht, was hast du denn heimgebracht?“

„Einen Rucksack voll Saubohnen“, berichtete der Weber niedergeschlagen.

„O je“, riefen die Kinder, „Saubohnen haben wir ja alle Tage.“

Indem hatte die Weberin schon den Rucksack geöffnet. Mit einmal stieß sie einen Schrei aus. „Mann“, rief sie, „das sind keine Saubohnen, sieh!“

Und als der Weber sah, waren es lauter große, wundervoll duftende Kaffeebohnen.

Da jubelten die Kinder, tanzten wie nährlich im Kreise herum und riefen: „Rubezahl hat geholfen! Rubezahl hat geholfen!“

Der Weber stand ganz verdattert. Nun hatten sie mindestens für ein Jahr herrlichen Bohnenkaffee. Ach, was war das für eine Freude in dem kleinen Weberhäuschen, sogar die Ziege im Stall meckerte voll Vergnügen. Und als dann die Kinder schon schliefen, saßen der Weber und seine Frau noch lange beisammen, und sie sträubte sich nicht gegen das Ansinnen, daß eigentlich auch noch ein achtches Kind an dem Segen teilnehmen könnte.

Damit ist die Geschichte, die unentschieden zwischen Sage und Märchen pendelte, aus, wenn sie auch nur zur Hälfte mit einem happy end schließt.

Denn Rubezahl saß zu Hause in seiner Baude, stierte vor sich hin und fluchte: „Höllaskkra, jetzt hat mir das Webermännchen meinen Rucksack mit dem Kaffee gegen seinen mit den Saubohnen vertauscht, so ein Haderlump!“ Und aus seinen Augen stoben die Zornestruken.

Denn, daß das Männchen der Berggeist Rubezahl hätte sein können, der ihn gerechterweise einmal für seinen schwunghaften Schmuttel bestraft hatte, der Gedanke kam dem Schwärzer nicht. Dazu fehlte es ihm an der Einfalt des Gemütes.



„An der Türe rütteln, Egon, das soll schon was sein — wahre Leidenschaft bricht Türen auf!“

Disprezzo: „Scuoter la porta, Egon, non è gran cosa! ... La vera passione spacca le porte!..“

AUS DEM TAGEBUCH EINES TELEFONHÜTTLELS

VON STEFAN HOLLENTHONER

Ich bin ein öffentlicher Münzfensprecher, zu deutsch: ein Telefonautomat, auf wienerisch: ein Telefonhüttel. Meine Brust ist aus Eisen, mein Herz ist aus Stahl, und das ist gut so, denn kein Lebewesen würde das aushalten können, was ich ausstehen habe. Schon meine Nahrung besteht aus beharten Münzen und mein Magen widerlegt die Regel, daß man Geld nicht essen kann. Gegen meine Brust wird bisawellen getrommelt, geballert und geboxt und Worte wie: „Verdammtes Krüppel'spül!“ oder: „Meileizscherm, blendiger!“ sind nicht gerade selten. Ich quitiere all das mit buchstäblich eiserner Ruhe, denn mir fehlt die Gabe der Sprache, um dem wütenden Kunden zu sagen: „Du hast bloß deinen Finger ins unrichtige Loch gesteckt, laß das Poltern, rufe nochmals, aber richtig an, denn meine Uhr rückt vorwärts!“ Ich bin eine Maschine und irre mich nie. Irren ist menschlich, aber nicht maschinlich. Ich versage nur, wenn der Mensch versagt oder wenn ich krank bin, wenn eine Schraube locker ist oder so. Menschen versagen auch, wenn sie

gesund sind. Bei ihnen ist immer eine Schraube

locker, zumindest bei denen, mit denen ich zu

haben habe. Bitte, ich bin nur gerecht!

Zum Beispiel: Das du, der jetzt die Tür aufruft,

mit seinen ungeschickten Füßen auf meiner ela-

stisch schwingenden Fußplatte keinen Halt findet

und Rüttelbahn spielt, den liebe ich! Er kommt

Jeden zweiten Nachmittag und bestellt in den

„Gloria“-Lichtspielen Karten für die Abendvorstel-

lung. Wie er das macht, ist bemerkenswert. Wenn

stößt er mir das Geldstück hinein, nun hebt er

ab und jetzt steckt er seinen dicken Finger in

die Wahlscheibe. U-eins-drei- schon falsch! Ich

wußte es ja. Es ist immer dasselbe. Wer wird es

diesmal? Aha, der Reporter Fliegenschnee. Ich

sehe förmlich, wie er, mit weitgeöffnetem Kragen

auf der Ottomane liegend, faul nach dem Hörer

greift.

„Hallo! Hallo!“ schreit inzwischen mein Gast

hektisch in meinen Nabel vulgo Sprechdose.

„Sehr erfreut, lieber Hallo!“ kommt es vom an-

dem Ende, „hier Fliegenschnee.“

„Was, wie, wer?“! Ich bekomme einen Faustschlag, daß mein Mageninhalt klirrt. „Ist dort Gloria?“

„Allemal: Gloria-Viktoriala Holloderol“

„Sind Sie besoffen?“

„Allerdings. Glauben Sie, ich würde Ihnen sonst

so lange zuhören?“

„Trottel!“

„Trösten Sie sich: Selbsterkenntnis ist der erste

Weg zur —“

Klicks! Ich kriege den Hörer in die Aufhänge-

klinke geschmettert, daß es kracht. Mein lieber

Kunde schiebt sich den Hut aus der purpurroten

Stirn und beginnt von neuem. Er geht auf Ganze

und trifft es auch diesmal — beinahe richtig. Am

Schluß nimmt er — es ist jedesmal dasselbe —

statt einer Zwei eine Drei, sonst stimmt es. Es

meldet sich also der Dentist Ritter, dessen In-

grimm über seine beharrliche Verwechslung mit

den „Gloria“-Lichtspielen schon vorgestern be-

deutliche Formen angenommen hat. Heute dürfte

es wohl die Kulmination geben. Hören wir:

„Hallo! Dort Gloria!“!

Ich halte meinen stählernen Atem an, denn ich

fürchte, daß die Wut des Dentisten meine Drähte

zum Schmelzen bringen wird. Doch, welch Wun-

der. . . .

„Ja, hier ‚Gloria-Lichtspiele‘, ertönt es honigsüß.

„wünschen Sie Karten?“

„Jawohl. Zwei gute Karten für die Abendvor-

stellung.“

„Bitte sehr, ist schon geschehen!“

„Aber! Sie: Fußfreil!“

„Selbstverständlich. Mit einem gepolsterten Fuß-

schemel. . . Ja, das ist was Neues für unsere

lieben Stammkunden. Vergessen Sie bitte nicht: Ab

heute beginnt die Abendvorstellung statt um

acht Uhr erst um acht Uhr dreißig!“

„So. Na schön. Was ich noch fragen wollte: Was

spielen Sie denn heute überhaupt?“

„Vater und Mutter!“

„Vater und Mutter —? Ist das was Neues oder

was Altes?“

„Etwas sehr altes. Aber gut!“

„Na hoffentlich. . . Ja, aber ich wollte ihnen doch

noch etwas sagen —“

Klick! Der Dentist hat eingehängt. Mein Kunde

steht da und legt sich den Hörer an die gerun-

zelte Stirn. Er denkt nach. Es dämmert ihm eine

furchtbare Erkenntnis. Plötzlich faucht er: „Der

Keil hat sich ja gar nicht interessiert, auf wel-

chen Namen er reservieren soll. . .! Vater und

Mutter —? Na warte, dir werd' ich's geben!“

Neuerlich bohrt er mir seinen Finger in die Wahl-

scheibe und dreht, daß ich erbebe. In seinem

Rachedurst wählt er sogar richtig. Eine weibliche

Stimme meldet sich: „Hier ‚Gloria-Lichtspiele‘.“

Im nächsten Augenblick aber springt mein Zeiger

in die Ruhstellung, die Sprechzeit ist abgelaufen.

Ich bin korrekt und unbeschicklich. Mein

Kunde nennt mich eine „Canaille“ und zerrt seine

Geldbörse aus dem Hosensack. Er fingert nervös

an einem Zehnpennstück und findet keins.

Geldscheine quellen heraus, Aufgabescheine,

Briefmarken, Kellerschlüssel — ein ganzer Ha-

schall, nur kein Zehnpennstück. Von draußen

knipft der nächste Kunde an die Fensterscheibe:

„Sie wollen Sie da drinnen baden? Beienen

Sie sich!“

Mein so arg gefoppter Gast stopft sich seinen

Krem in die Tasche Mit der Miene eines Man-

nes, der auf alle Telefone pfeift und seine un-

beschreibliche Erbitterung an Ort und Stelle abladen

wird, stößt er die Tür auf, bekommt die eilig Zu-

rückliegende auf den Bauch, und ist schließlich

draußen.

Ein hübscher, junger Mann steigt herein; wäh-

rend er sein Geldstück sucht, pfeift er sich ein

Schließbüchlein, er ein, hebt ab und bewegt die

Wahlscheibe mit schlampigen Griffen. Grad auf

INSEKTENFABELN

VON WILHELM PLEYER

(Zeichnungen: Fr. Bilek)



Mottenzitate

Ob Pelz, ob Wolle nah oder nicht,

Die Motte legt Eier, zweihundert, und spricht:

»Wacht! und vermehret.

Semper aliquid haeret.«



Hinterherum

Der Keulenkäfer, emsig geast

Von Emfen, grinfte feines Falles:

»Wae man kriegt, foll man treffen,

und wenn man platzt —

Und für Narhottika kriegt man doch alles!»

Der Buchdrucker

»Es lautet dieser schwierige Text:

»Wie hoch auch eine Fichte wächst,

Ein kleiner Käfer, kurz und gut,

Macht sie ganz nebenbei haputt.«



Vorgeburtliche Erziehung

Die Stierhäferfrau zur Robkäferfrau:

»Ja, die Lärchen sind zart und das Leben ist rauh,

Drum gehört das Ei in den Sand daneben —

Früh lerne die Larve, zum Miße zutreiben.«





„Die Folterwerkzeuge stammen aus dem sechzehnten Jahrhundert!“
„Sehr interessant, damals gab es anscheinend auch schon Neutrale!“

Nel Tower: „Gli strumenti della tortura provengono dal secolo diciassettesimo.“
„Molto interessante! A quanto pare c'erano già dei neutrali anche allora!“



„Sobald mein Mann im Bett liegt, schläft er augenblicklich ein!“
„Meiner nicht, der sagt noch rasch: ‚Angenehme Ruhe!‘“

Il migliore: “Appene mio marito giace in letto, s’addormenta immediatamente!,
“Il mio no; egli in fretta mi dice ancora: ‘Buon riposo!’.”

ein Haar schnappt es Jedemal ein. Als der Summer ertönt, lehnt sich der Junge Mann in die Ecke zurück, spreizt die Füße gegen die gegenüberliegende Wand und tastet in sonziger Zerstretheit seine Taschen nach der Zigarettendose ab. Sein Mund ist von der Sprechdose besorgniserregend weit entfernt.

„Hier Schneiderhahn. Wer dort?“ Meldet sich das andere Ende.

„Na, endlich!“ sagt mein Jüngling und meint damit die Zigarettendose, die er eben gefunden hat.

„Wie, bitte? Ich verstehe nicht!“

Mein Kunde beugt sich erstaut ein wenig vor. „Ich verstehe aber sehr gut. Servus, hier Fritz. Du wolltest, daß ich dich anrufe. Hörst du mich?“ „Ich höre jetzt etwas besser. Servus! Hör zu, es handelt sich um folgendes —“

Fritz lehnt sich wieder zurück und läßt den Schneiderhahn reden. Er sucht jetzt in allen Taschen nach den Streichhölzern, findet sie endlich und soll nun das Problem lösen, in der einen Hand den Hörer zu halten und mit der anderen an der widerspenstigen Streichholzschachtel das Hölzchen anzuzünden und dann die Zigarette anzuzünden. Der Versuch, den Hörer zwischen Ohr und Schulter einzuklemmen, scheitert. Kurz entschlossen legt er mir den Hörer auf den Scheitel und, während der andere bereits brüllt und seinen Apparat beschimpft und maltreatiert, weil er von Fritz kein Störgeräusch hört, zündet sich dieser ohne jede Hast eine Zigarette an. Als der Hörer, aus dem es ununterbrochen quetscht und quakt, bereits leicht zu nippeln beginnt, erinnert sich Fritz seiner und hüpfet ihn aus Ohr. Er ist über den Wirbel, der ihm da entgegen tönt, peinlich betroffen.

„Hallo! Was ist denn los, warum schreist du denn so fürchterlich?“ ruft er pikiert.

„Gott sei Dank! Daß du noch da bist! Ich habe bisher von dir kein Wort gehört. Diese Hundstelen!“

„Schreckliches Glumpert“, sagt Fritz, runzelt die Augenbrauen und versetzt mir einen mißbilligenden Stob.

„Jetzt geht es ja wieder. Also hör zu, Fritz, ich lerne noch einmal von vorne an —“

Fritz seufzt gequält, sein Blick schweift mir die Schuld zu, und dann lehnt er sich wieder sehr bequem zurück, schiebt sich den fischen, hellgrauen Hut in die Stirn, schließt die Augen und saugt ergeben an seiner Zigarette. Der arme Schneiderhahn rackert sich ab und fleht um Ge-



„Schau mal, ich glaube, die Kaffeebohne, die wir gesät haben, keimt!“
„Still — still — sonst kommen wir unter die Selbstversorger!“

„Guarda un po': lo credo che il chicco di caffè che abbiamo seminato, germogli...“
„Taci, taci... altrimenti veniamo nella lista degli autofornitori...“

hört. Manchmal hört er etwas, das wie ein fernes Ja oder Nein klingt, schließlich wird es ihm doch zu dumm, und mit dem Aufgeben seiner ganzen Lengekraft schreit er: „Hörst du, ich bin doch keine Wurzel! Das nächste Mal suche dir ein besseres Telefon aus! Ich werde dir einen Brief schreiben! Servus!“ Aus.

Fritz öffnet die Augen, sie sind voll Kummer über die nutzlos vertane Zeit. Doch im Nu füllt sie sich mit Glanz und Freude. Er knipst den Hut zurück und springt wie ein Hecht zur Tür hinaus. Draußen heftet er sich an die Fersen einer kurzberockten Schönen. Aus.

Als es Abend wird, kommt ein bescheidener, kleiner Mann zu mir herein. Er ist nicht mehr der Jüngste, aber seine blauen, etwas vorspringenden Augen glänzen wie die eines Jünglings. Wie er herinsetzt, nimmt er den Hut ab, als wäre er in einer Kirche. Auf seinem stark gelichteten Scheitel fällt der Schimmer des Abendrotes. Mit Bedacht wählt er die Nummer, nimmt feierlich den Hörer auf und wartet, den Mund ganz an der Sprechdose, bis es losgeht.

„Wer ist dort?“ meldet sich eine weibliche Stimme, zaghaft wie die eines Vögelchens. „Ich bin's“, flüstert mein Gast und muß sich vor Bewegung räuspern.

„Pappstücken —?“

„Ja, Mutterlemausil! Was tustest du denn?“

„Dein Schnurkarle wird jetzt ein bissl essl und dann schlaf gehl. Und du mußt fahril, weit fort fahril, mein goldiges Kindl!“

„Ich werd' aber immer an mein Putzill denkenl, und morgen bin ich wieder bei dirill!“

„Aber bestimm kommerlin!“

„Bestimmerill!“

„Bussl —!“

„Bussill!“

Es folgen Kußgeräusche hüben und drüben.

„Also, Widerscher! Geh jetzt schön schlaf. Tu schön lieg — lei, lei!“

„Und ein bissl schnarch-pipel!“

„Und dann heidl — wuwuh!“

Bei anhaltenden Kußgeräuschen läuft meine Uhr ab. Mein Kunde setzt sich den Hut auf und tastet sich, vor Glück und Liebe halb blind, zur Tür hinaus.

Eine Stunde später wird es stille um mich. Mein weißes Auge mit dem stählernen Zeiger starrt in die Nacht hinaus.

Ich mache „heidl — wuwuh.“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Sie war so schön! So schön war sie! Ich konnte nicht an ihr vorbeigehen. Aber nach der Heirat stellte sich die Kehrselte nach vorn: so schön sie war, so dumm war sie. Ich hatte es in der Balz nicht bemerkt. Eines Abends las sie im Bett ein dickes Buch.

„Johannes!“

„Sternen?“

„Was ist eigentlich Bigamie?“

„Wenn eine Frau zwei Männer hat!“

„Johannes, du nimmst mich nicht ernst! Das gibt es nicht!“

„Das kommt schon vor“, sagte ich.

Sie lächelte mich mildtadelnd an.

„So? Und wo soll sie dann das dritte Nachtkestel hinstellen?“

J. H. R.

Die Zugkontrolle ist gegenwärtig sehr verschärft. Wer widerrechtlich in einer höheren Wagenklasse angetroffen wird, muß die Lokomotive bezahlen. Oder wenigstens beinahe. Ich fuhr von Wien nach München. Dritter Klasse. Als ich ein dringendes Bedürfnis kurz nach Salzburg verspürte und den Ort besetzt fand, ging ich schnell in den Waggon zweiter Klasse hinüber und vollendete dort, was mir zu vollenden bestimmt war. Als ich heraustrat, wartete der Schaffner vor der Tür.

„Ihre Fahrkarte!“
Ich gab sie ihm.

„Sie haben ja Dritter, Herr!“

„Freilich, ich sitze ja auch drüben —“

Ich deutete hinüber. Erklärte ihm des Genze.

Aber ich fand kein Verständnis.

„Des wär ja noch schöner!“ schrie der Schaffner, „dritter reisen und zweiter —“

J. H. R.

AUF DEM GIPFEL

Lehnt dem Tom letzten erfüllenden Schritte

Fährt schon vergesslen die Mühal von mir.

Stolz als der Räume begreifende Mitte

Räme ich Witte in tiefer Begier.

Gipfel an Gipfel in strahlendem Scheine

Flutet es rings ins Unendliche fort.

Doch aus zu Füßen die glitzernen Steine

Raunen Des Ein'gen erschütterndes Wort'.

Nicht mehr vernehm ich der Schluchtraffer Tönen,

Winzig verdümmern die Hütten im Tal.

Klein flücht das Herz lich und groß doch im Großen,

Wie es sich rötet nach der zweifelhenden Wahl. —

Gräble und frage nicht, atme nur, khaue,

Freudig vertrauend dem Ganzen gefelilt

Frgedöbel über mir röstet sich das blaue,

Alleumfassende Zeldbah der Welt.

Hermann Sendelbach



„Dieser Auftritt wird mein schwerster sein, aber hoffentlich ist dann Schluß mit der Vorstellung!“

Marte nel Teatro Mondiale: „Questa mia entrata in scena sarà la più difficile, ma spero che sia poi la fine della rappresentazione!“